

Porträt : Irene Huber : ein Tisch ist ein (Mittags-)Tisch

Autor(en): **Weibel, Mike**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **71 (1996)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-106334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vasco schläft. Der jüngste der Familie verpasst Zmittag und Fototermin. Den fünf anderen Jungs, die sich an diesem Donnerstag am Tisch der Familie Huber Stoppa versammeln,

wird's recht sein. Denn offenbar hat Irene Huber die Penne al pomodoro etwas knapp bemessen, und beim dritten Schöpfen will die Gerechtigkeit ausgezählt sein. Luca Stoppa, acht, und Marin, mit seinen zehn Jahren der älteste, teilen sich die letzten Teigröhren, bevor sie zum Salat übergehen. Lucas Klassenkamerad Lukas und der blonde Flurin, der jüngste in der Runde künftiger Männer, schätzen die Rohkost nicht besonders, essen aber mit. Kaum sind die letzten

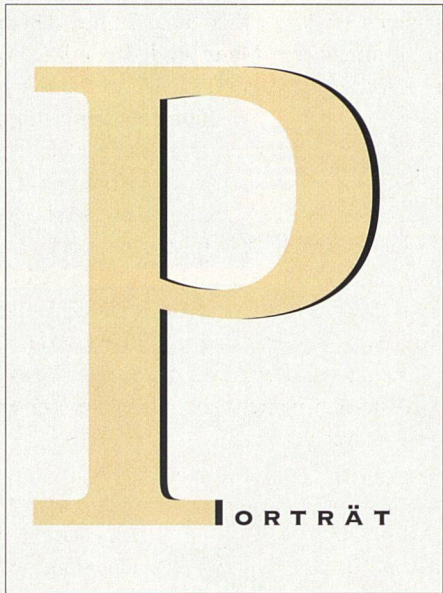
Blätter vertilgt, werfen sich die vier grösseren Buben wieder in ihre Unihockey-Kleider und schnallen die schnellen Inline-Skates an die Füsse.

Der donnerstägliche Mittagstisch ist Teil eines Puzzles, mit dem Irene Huber, ihre zwei Söhne und ihr Mann den Alltag bestreiten. Das «schreckliche Volksschulmodell» in der Gemeinde Männedorf, mit kurzen Schulzeiten und Sechstageswoche, zwingt die Eltern zu derartigen Arrangements, sobald sie berufstätig seien, sagt Frau Huber. Zum Glück sei sie ein Organisationstalent im Flickwerken. So versammeln sich die Eltern der meisten Kinder in der Rothus-Wies-Siedlung, sobald ihre Sprösslinge den neuen Stundenplan nach Hause gebracht haben. Dann wird auseinanderdividiert und zusammengesetzt, werden Absenzen und Präsenzen zu einem Patchwork vernäht, das schliesslich allen beteiligten Eltern und Kindern passen muss. «Im aktuellen Schuljahr haben wir den Mittagstisch privatisiert», erklärt Irene Huber, «weil dies unseren Bedürfnissen am besten entsprach. Andere Jahre wurde im Gemeinschaftsraum ein grösserer Mittagstisch geführt.» Die Gemeinde Männedorf an der Zürcher Goldküste hat nichts Derartiges zu bieten. Ein Mittagstisch sei schon öfters im Gespräch gewesen, gibt die Schulsekretärin Auskunft, dürfe aber keinesfalls zuviel kosten.

AM FAMILIENTISCH ESSEN Der fünfjährige Flurin hat es sich auf dem Stubenboden bequem gemacht

und setzt bedächtig die Teile eines Puzzles zusammen. «Ein Vorteil dieser privatisierten Lösung ist, dass sich die Kinder in der Wohnung zurückziehen können, wenn sie Ruhe und Erholung suchen. Beim grossen Mittagstisch mit zehn Kindern entsteht eine ganz andere Dynamik, der sich im Gemeinschaftsraum keines entziehen kann.» Irene Huber arbeitet zwei Tage in der Woche in Zürich als Psychotherapeutin in einer psychiatrischen Praxisgemeinschaft. Vasco verbringt diese Zeit ausserhalb der Genossenschaftssiedlung bei seiner Tagesmutter, während Luca bei den Nachbarn Gastrecht nimmt. «Früher habe ich in Zürich gewohnt und Luca die ganze Woche über in den Tageskindergarten gebracht», erzählt die 38jährige Mutter. «Damals war es für mich eine Selbstverständlichkeit, drei bis vier Tage berufstätig zu sein. Heute nehme ich mir diesen Freiraum in geringerem Ausmass; zudem besteht ein ziemlicher Unterschied zwischen den sozialen Ansprüchen auf dem Land und in der Stadt. Hier am Zürichsee erlebe ich viel häufiger den Anspruch, als Hausfrau für meine Kinder sorgen zu müssen. Sie kommen aus der Schule und möchten wie ihre Schulkameraden auch am Familientisch essen.» Angesichts der mehrheitlich berufstätigen Mütter in den roten Häusern erstaunt es nicht, dass die Siedlung und ihre Mieterschaft in der Gemeinde noch immer als Fremdkörper gelten.

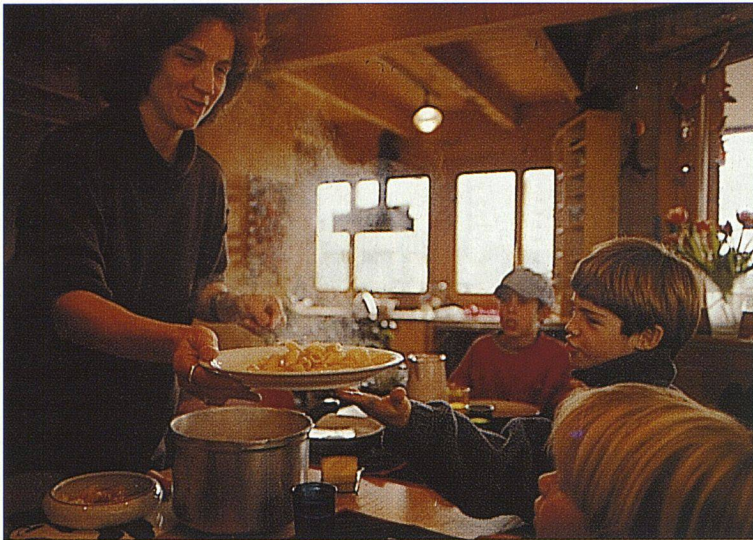
Unterdessen hat der kleine Vasco ausgeschlafen. Er steht auf dem Treppenabsatz des zweiten Geschosses der dreistöckigen Maisonette-Wohnung und ruft mit belegter Stimme nach seiner Mutter. Doch auch auf ihrem Schoss will es dem Kleinen nicht recht gefallen, ist doch die Mutter mehr mit meinen Fragen als mit ihm beschäftigt. Als Vasco dann im Trotz den Kopf gegen die Glasscheibe des Wohnzimmerisches schlägt, wird's Irene Huber zu bunt. Mit einem Rüeblli als Wegzehrung bringt sie den Junior zur Nachbarin. Die gemeinsamen Aktivitäten in der 23 Wohnungen zählenden Siedlung beschränken sich nicht aufs Kinderhüten. Im Herbst machen sich die Bewohnerinnen und Bewohner gemeinsam ans Holzen und versorgen sich so mit dem nötigen Brennmaterial für die Schwedenöfen, die vor allem in der Übergangszeit für Wärme in den Wohnungen sorgen. Und zweimal im Jahr pflegen die Mitglieder der Genossenschaft den siedlungseigenen Naturgarten. Im übrigen funktioniert die Gemeinschaft grösstenteils mit Selbstverwaltung per Ämtli. Jedem Erwachsenen, ob Mann oder Frau, teilt das Plenum jeweils eine Aufgabe zu. Die Beliebtheit dieses Modells ist allerdings nicht mehr unbestritten; seit einem Jahr ist eine bezahlte Teilzeitstelle für die Verwaltung eingerichtet, ein Bewohner übernimmt im bezahlten Nebenamt jene Hauswartsarbeiten, für die sich «sonst nie jemand zuständig fühlte».



MIKE WEIBEL ZU BESUCH BEI

IRENE HUBER

FOTO: M. WEIBEL



EIN TISCH IST EIN (MITTAGS-) TISCH

AM ENDE FEHLTE DER MUT «Basisdemokratie ist heute offenbar nicht mehr besonders attraktiv, wir hatten auch schon Mühe, Wohnungen zu vermieten, weil sich die Interessenten über den Mietzins hinaus nicht weiter fürs Wohnen engagieren wollten», sagt Irene Huber. Seit fünf Jahren wohnt sie mit ihrem Mann und den mittlerweile zwei Söhnen in der Rothus-Wies und gehört damit schon zur zweiten Generation. Von den Pionieren rund um den «Gründervater» Dieter Hanhardt, welche die Siedlung 1983 gebaut und 1986 in eine Genossenschaft umgewandelt haben, wohnen nur noch wenige an derselben Adresse wie damals. «Manche haben sich ein Einfamilienhaus gekauft, als die Kinder gross waren», weiss Frau Huber. «Die Wohnungen sind ringhörig, was besonders dann schwierig ist, wenn die Kinder im Teenageralter sind und laut Musik hören.» Eine Zukunftswerkstatt gebar einst die Idee, eine Teenager-Wohngemeinschaft einzurichten. «Nur fehlte es am Ende doch am Mut zur Durchsetzung.»

«Es ist nicht einfach, sich zurückzuziehen; das Siedlungsleben bietet soziale Nähe, verlangt aber Engagement und fordert einen», sagt Irene Huber. Davon wollen offenbar vor allem junge Männer nichts wissen. Die stellvertretende Verwalterin der Siedlung, Monika Ragaz, hat beobachtet, dass «vor allem Männer zwischen 20 und 30 keine weiteren Leistungen als den Mietzins zu investieren bereit sind, während Frauen eher eine Möglichkeit sehen, ihre Hausfrauenrolle zu durchbrechen.» Auch in sozialer Hinsicht ist die Durchmischung der Siedlung nicht – oder vielleicht auch noch nicht – nach Wunsch gelungen. Handwerker finden sich keine auf der Liste der Mieterschaft, Dienstleistungsberufe prägen das Milieu in der Siedlung. Das liegt zum Teil bestimmt an den Mietzinsen, die zwar nicht hoch, aber auch nicht gerade genossenschaftlich günstig sind. So schlägt beispielsweise eine 5-Zimmer-Wohnung mit 2300 Franken monatlich – inklusive Nebenkosten – zu Buche. Die Überbauung, die im Erdgeschoss zahlreiche Gewerbebetriebe beherbergt, ist nicht staatlich subventioniert und hat sich mit einem späteren Landkauf zusätzlich belastet.

Trotzdem möchte Irene Huber «nicht anders wohnen als so». In einem Einfamilienhaus oder einer normalen Mietwohnung zu leben, kann sich die lebhafteste Frau nicht vorstellen, nicht zuletzt auch wegen der Vorteile des intensiven Siedlungslebens. Der familiäre Mittagstisch im Westhaus der Genossenschaft hat übrigens bereits Nachahmer gefunden. Nachbars Katze jedenfalls steigt bei Hubers ungeniert durchs Türchen und macht sich hinter die verbliebenen Bröckli. En Guete!